

IST WACHSTUM EIN THEOLOGISCH LEGITIMES ZIEL FÜR KIRCHENGEMEINDEN?

Wilfried Härle

Wenn vom Wachstum oder Wachsen im Zusammenhang mit Kirchengemeinden die Rede ist, löst das nicht überall Freude und Zustimmung aus. Oft stößt es auf Bedenken, manchmal sogar auf harsche Ablehnung. „Wir wollen nicht wachsen, sondern fröhlich schrumpfen“, sagte der Beauftragte für Gemeindeaufbau einer Landeskirche in einer öffentlichen Veranstaltung. So deutlich und provozierend wird das nicht immer gesagt. Manchmal heißt es aus kirchenleitendem Mund vorsichtiger, aber auch öffentlich: „Wir gehen bewusst den Weg in die Diaspora“. Oder man kann aus akademischer Feder lesen: Man „lasse sich durch ... wachsende Gemeinden nicht unter Druck setzen“.¹

In diesen zurückhaltenden bis ablehnenden Äußerungen im Blick auf Gemeindegewachstum kommen unterschiedliche Bedenken und Einstellungen zum Ausdruck:

- Wachstum erscheint unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen (jedenfalls in Deutschland und in Westeuropa) als *unrealistisch*.
- Das Interesse an quantitativem Wachstum, das sich an zahlenmäßigem Erfolg orientiert, ist oder wirkt zumindest *ungeistlich*.
- Wachstum, das dem Wesen und Auftrag Kirche angemessen ist, ist (für uns Menschen) *nicht feststellbar und nicht messbar*.
- Das empfehlende oder gar auffordernde Reden vom Wachstum erzeugt *Erfolgsdruck* und führt damit zur *Überforderung*.

Das sind nach meiner Erfahrung die vier hauptsächlichen Einwände, denen das positive, zustimmende Reden vom „Wachsen“² von Gemeinden begegnet.

¹ Der Jubilar, zu dessen Ehren ich diesen Beitrag verfasste, Dekan Rudolf Schulze, dem ich mich seit vielen Jahren gemeinsamer kirchenleitender Verantwortung und Tätigkeit verbunden fühle, hat mich vor einigen Jahren zum Thema „Wachsen gegen den Trend“ in seinen Kirchenkreis Melsungen eingeladen. Dort bin ich mit diesem Thema erfreulicherweise nicht auf Ablehnung, sondern auf große Aufgeschlossenheit und lebhaftes Interesse gestoßen. Daran erinnere ich mich gerne und dankbar.

² Z.B. W. Härle u.a.: Wachsen gegen den Trend. Analysen von Gemeinden, mit denen es aufwärts

Und ich halte das für *gewichtige, ernstzunehmende* Einwände, die es verdienen, dass man sich mit ihnen gründlich auseinandersetzt. Das ist das Ziel dieses Beitrags.

Dabei gehe ich so vor, dass ich zunächst (1) frage, was unter Wachstum zu verstehen ist; sodann (2), wie sich Wachstum feststellen bzw. messen lässt; ferner (3), ob und inwiefern Wachstum ein theologisch legitimes Ziel ist oder nicht; sodann (4), ob und inwiefern man willentlich wachsen kann; schließlich (5), will ich auf unerwünschte Nebenwirkungen von Gemeindegewachstum und auf Möglichkeiten von deren Überwindung im Kirchenkreis hinweisen und danach (6) mit einem Fazit abschließen.

I WAS IST WACHSTUM?

Wachstum ist nichts Kompliziertes, sondern etwas Einfaches. Wir kennen es alle schon aus unserer Kindheit: vor allem durch die erstaunten Ausrufe der zu Besuch gekommenen Verwandten, die längere Zeit nicht mehr da waren und sich nun darüber wundern, wie die Kinder gewachsen sind. Und es ist auch ganz klar, was damit gemeint ist: sie sind *größer* geworden. Und dasselbe gilt natürlich auch für Bäume, Sträucher und andere Pflanzen. Wachstum ist in all diesen Fällen *Längenwachstum*.³ Und dessen Feststellung dienten ja auch die Bandmaße und Striche an Türpfosten oder Kinderzimmerwänden, an denen das Wachstum der Kinder sichtbar zu verfolgen war.

Wir würden aber auch beim Besuch eines Gottesdienstes oder einer anderen Veranstaltung, bei denen die Teilnehmerzahl zugenommen hat, unbefangen und allgemeinverständlich sagen: Seit ich das letzte Mal hier war, sind euer Veranstaltung gewachsen, oder genauer: die Besucherzahl eurer Veranstaltung ist gewachsen, und d.h.: sie hat zugenommen. Zwar handelt es sich hierbei nicht um Längenwachstum, sondern um Wachstum der Teilnehmerzahlen, aber auch das meint: sie sind *größer* geworden.

Ein dritter Fall von Wachstum sind ökonomische Daten, deren Zunahme als Wachstum bezeichnet werden kann, wenn man z. B. sagt: der Umsatz oder

geht. Leipzig 2012. Vgl. auch Ph. Elhaus/M. Wöhrmann (Hrsg.): *Wie Kirchengemeinden Ausstrahlung gewinnen. Zwölf Erfolgsmodelle*, Göttingen 2012. In diesem letztgenannten Buch wird zwar bewusst der Wachstumsbegriff vermieden und durch Begriffe wie „Attraktivität“, „Ausstrahlung“ und „Erfolg“ ersetzt. Ob man damit aber den genannten kritischen Anfragen und Einwänden entgegen kann und wird, erscheint mir als fraglich.

³ Die Zunahme des Körperumfangs und/oder -gewichts bezeichnen wir hingegen nicht (oder nur ironisch) als „Wachstum (in die Breite)“. Da sprechen wir eher von „Zunahme“ oder deutlicher vom „dicker werden“.

Gewinn einer Firma oder das Bruttosozialprodukt eines Landes sei gewachsen. Wieder bedeutet „wachsen“ dasselbe wie „*größer* werden“, aber in diesem Fall geht es weder um Länge noch um Teilnehmerzahlen, sondern um Finanzen.

Ein ganz anderer vierter Fall ist die medizinische Diagnose, dass eine Geschwulst seit der letzten Untersuchung gewachsen ist. Das heißt auch hier: sie ist *größer* geworden, aber sie hat in spezieller Hinsicht, nämlich an Umfang, Ausdehnung und/oder Gewicht zugenommen. Das Besondere dieses Falles ist, dass das Wachstum hier in der Regel Anlass zur Besorgnis gibt. Und das kann vor der Vorstellung bewahren, Wachstum sei generell etwas *Gutes*. Nein, Wachstum kann sogar lebensbedrohlich sein.

Ein noch einmal anderer fünfter Fall ist das Wachstum von Phänomenen, die nicht sichtbar und messbar, wohl aber *spürbar* sind. So sprechen wir von einer wachsenden Sympathie oder Antipathie zwischen Menschen, von wachsender oder abnehmender Zustimmung, von wachsendem Unwillen oder Widerwillen, von wachsendem Glauben oder Zweifel etc. Alle diese Phänomene lassen sich nicht (z. B. in Millimeter oder Gramm oder Zahlen) messen, wie das bei den vier ersten Beispielen der Fall war, und trotzdem kann man auch hier sagen: Wachsen heißt „*größer werden*“, wobei diese Aussage keine (exakte) Messbarkeit ausdrücken oder einschließen muss.

Ziehen wir ein kleines Zwischenfazit, so lässt sich sagen: „Wachsen“ heißt in unserer Sprache immer: „*größer werden*“, das heißt zugleich: Wachstum hat den Charakter eines *Prozesses*, in dem etwas zunimmt. Dabei kann das, was zunimmt und größer wird, sehr unterschiedlich sein: Körpergröße, Besucherzahl, Einnahme, Krankheitsherd, Gefühl bzw. Einstellung etc. Wachstum ist dabei nicht immer ein positiv empfundener oder bewerteter Prozess, sondern kann erwünscht oder unerwünscht, ja sogar bedrohlich sein. Wachstum ist auch nicht immer ein (exakt) messbarer Prozess, sondern gelegentlich „nur“ dem Gefühl oder Empfinden zugänglich. Aber der Prozesscharakter in Richtung Vergrößerung ist das, was für alles Wachstum gilt und charakteristisch ist.

Von dem zuletzt genannten Beispiel her bietet es sich an, bei Wachstum eine Unterscheidung zwischen *quantitativem* und *qualitativem* Wachstum einzuführen. Das ist *keine Wertung* zwischen minderwertigem und höherwertigem Wachstum, wie man sich am (quantitativen) Wachstum von Spendenaufkommen und am (qualitativen) Wachstum von destruktiven Gefühlen leicht klar machen kann. Es handelt sich vielmehr um die Unterscheidung zwischen einem Wachstum im Blick auf das „*wie groß*“ bzw. „*wie viel*“ einerseits und einem Wachstum im Blick auf das „*wie intensiv*“ bzw. „*wie stark*“

andererseits. Beides sind ganz legitime, aber eben auch ganz unterschiedliche Betrachtungsweisen und Fragestellungen. Beide haben ihre Berechtigung, aber sie sind zu unterscheiden und sollten möglichst nicht verwechselt oder vermischt werden.

2 WIE LÄSST SICH WACHSTUM FESTSTELLEN?

Davon, dass Wachstum nicht immer (exakt) *messbar* ist, war bereits im ersten Abschnitt beiläufig die Rede. Trotzdem war auch dort, wo es nicht messbar ist, davon die Rede, dass das Wachstum „dem Gefühl oder Empfinden zugänglich“ und auf diese Weise *feststellbar* sei oder jedenfalls sein könne. Aber sowohl im Blick auf das gemessene wie auf das gefühlte oder empfundene Wachstum stellt sich die Frage, *wie*, d. h. auf welche Weise es feststellbar ist. Und da zeigten alle oben genannten Beispiele: nur durch den *Vergleich* zwischen (mindestens) zwei Punkten. Bei den beiden ersten Beispielen waren das die Zeitpunkte des früheren und des heutigen Besuchs, beim Wirtschaftsbeispiel die frühere und die neuere Bilanz, beim medizinischen Beispiel zwei Untersuchungszeitpunkte und bei dem Gefühls-Beispiel ebenfalls ein früherer und ein späterer, möglichst zeitnaher Zeitpunkt.

Wachstum lässt sich folglich nur feststellen durch das Vergleichen von Zuständen an (mindestens) zwei Zeitpunkten, die allerdings beide in nicht allzu ferner Vergangenheit liegen sollten, wenn man nicht irgendein vergangenes, sondern *aktuelles* Wachstum feststellen will. Richtet man den Blick hingegen ausschließlich auf eine fernere Vergangenheit, so geschieht das häufig in kontrastierender Absicht, um anhand des Vergleichs von „damals“ und „heute“ zu zeigen, dass es früher (etwa in der Nachkriegszeit) einmal Wachstum gab, aber heute nicht mehr, oder um das Gegenteil zu beweisen. Um den oben erwähnten Prozesscharakter von Wachstum (im Vergleich zu früherem oder späterem Stillstand oder Rückgang) in den Blick zu bekommen, ist es daher sinnvoll, die Vergleichspunkte für die Feststellung von Wachstum möglichst zeitnah zu wählen. Das gilt jedenfalls immer dann, wenn etwas über die *aktuelle* Dynamik eines „Systems“ (eines menschlichen Körpers, einer Kirchengemeinde, eines Betriebs, einer Volkswirtschaft, einer Gruppe oder einer ganzen Gesellschaft) herausgefunden werden soll.

Aber an welchen *Größen* lässt sich Gemeindegewachstum ablesen oder soll es abgelesen werden: an den Kirchengliederzahlen, an den Gottesdienstbesucherzahlen, an der Anzahl der Gemeindegruppen und -kreise oder an deren Teilnehmerzahlen, an den Mitarbeiterzahlen, an der Höhe des erzielten Spen-

den- bzw. Finanzaufkommens oder woran sonst (noch)? Die Entscheidung darüber ist bereits *theologisch voraussetzungsreich*; denn darin steckt eine Vorentscheidung über das, was eine Gemeinde zur Gemeinde bzw. eine Kirche zur Kirche macht. Dass *Mitgliederzahlen* zu den „harten“ Kriterien einer solchen Untersuchung gehören, wird hierzulande und heutzutage kaum ernsthaft bestritten oder in Frage gestellt.⁴ Dasselbe kann man seit einiger Zeit auch wieder von den *Gottesdienstbesucherzahlen* sagen. Die Anzahl von *Gemeindekreisen und -gruppen* ohne gleichzeitige Aussagen über die Anzahl der daran *Teilnehmenden* ist wenig aussagekräftig. Die Einbeziehung der Besucherzahlen ist zwar in diesem Bereich nicht einfach, aber (soweit sie möglich ist) doch ergiebig. Eine interessante, aber besonders schwierig zu erfassende Messgröße sind die *Mitarbeiterzahlen*. Interessant sind sie, weil viele Gemeinden die Erfahrung machen, dass Menschen oftmals leichter zur (eigenverantwortlichen) Mitarbeit zu gewinnen sind als für den Gottesdienstbesuch. Freilich ist es nicht einfach, zu definieren, wer als Mitarbeiter zählen soll: Spielt dabei nicht die Dauer, der Zeitaufwand, die Intensität der übernommenen Aufgabe eine wichtige Rolle, aber wie soll man diese Faktoren berechnen? Für eher problematisch hielte ich es jedoch, das *Finanzaufkommen* (sei es in Form von Kirchensteuern oder Spenden oder Kollekten) als ein Kriterium für Gemeinde- oder Kirchenwachstum anzusetzen. Nicht dass ich Geld geringschätzen oder seine Bedeutung für die kirchliche Arbeit

⁴ Das war nicht immer so. Vor einigen Jahrzehnten war nicht selten die These zu hören, es sei der Auftrag der (wahren, unsichtbaren) Kirche, die sichtbare, organisatorisch verfasste Kirche (zu der auch Mitglieder, Gottesdienste, Ämter, Ordnungen und Finanzen gehören) nicht zu erhalten und zu stärken, sondern möglichst in einem Akt der Selbsthingabe (wie Salz) *aufzulösen* und in der Gesellschaft bzw. in die Gesellschaft hinein zum Verschwinden zu bringen. Um dieses Konzept von Kirche ist es meiner Wahrnehmung nach ganz still geworden. Elemente davon tauchen freilich unter anderen Voraussetzungen und mit einer anderen Zielrichtung im Konzept der „Emergent Churches“ auf (vgl. dazu A. Härtner, Neue Ausdrucksformen von Gemeinde als Herausforderung. Emerging Churches und Fresh Expressions of Church im internationalen Kontext, in: W. Haubeck/W. Heinrichs: Gemeinde der Zukunft – Zukunft der Gemeinde. Aktuelle Herausforderungen der Ekklesiologie, Witten 2011, 39–80). Hierbei geht es darum, sich zunächst einmal von der Kirche als vertrauter Organisation zu lösen und vor allem an außerkirchlichen Orten und in außerkirchlichen Zusammenhängen (z. B. nachts auf der Straße in einem Vergnügungsviertel oder an den Schlafplätzen von Nichtsesshaften oder auf einem Campingplatz oder beim gemeinsamen Segelausflug) Menschen so mit elementaren Formen der Evangeliumsverkündigung in Berührung zu bringen, dass daraus Gruppen entstehen, die man als Vorformen oder als säkulare Formen von Gemeindebildung bezeichnen kann. Christenmenschen bzw. kirchliche Amtsträger versuchen hier Erfahrungen zu vermitteln, aus denen so etwas wie Gemeinde überhaupt erst entsteht, und das heißt: als eine neue Realität unableitbar auftaucht. Deshalb der Ausdruck „Emergent Churches“. Die Sozialformen, in denen solche „Gemeinde“-Bildungen passieren, sind außerordentlich variabel und flexibel, aber sie werden nicht als überflüssig betrachtet, sondern haben – ganz im Gegenteil – als Kristallisationspunkte sogar eine entscheidende kirchen- bzw. gemeindebildende Bedeutung.

unterschätzen wollte, aber Geld stellt allenfalls *Mittel* für Wachstum bereit, es ist selbst keine relevante Wachstumsgröße. Wenn man das bestritte, geriete man leicht in die Gefahr, Kirchen als oder wie Wirtschaftsunternehmen zu betrachten und zu behandeln.

Zieht man ein Fazit aus dem zuletzt Gesagten, so sind es aus meiner Sicht primär die – zunehmenden, stagnierenden oder abnehmenden – Zahlen von *teilnehmenden Menschen*, die über die Frage entscheiden, ob eine Gemeinde oder Kirche wächst. Und diese Teilnehmerzahlen sind (mit einem gewissen Aufwand und mit gewissen Unschärfen) *messbar*. Und so lässt sich Wachstum feststellen.⁵ Demgegenüber sind die Zahlen der durchgeführten Veranstaltungen oder gar die der eingeworbenen Finanzmittel von erheblich geringerer Bedeutung.

3 IST WACHSTUM EIN THEOLOGISCH LEGITIMES ZIEL?

Diese Frage klingt ziemlich einfach, ist aber ziemlich schwierig zu beantworten. Der Grund dafür: sie ist zu undifferenziert. Es hängt davon ab, von *welchem* bzw. *was für einem* Wachstum die Rede ist.

3.1 „Er muss wachsen, ich aber muss abnehmen“

Wer Wachstum bejaht oder anzuregen und zu fördern versucht, wird häufig mit dem Satz Johannes des Täuflers konfrontiert: „Er muss wachsen, ich aber muss abnehmen“ (Joh 3,30). Dass mit dem „er“ Jesus gemeint ist, ist weithin bekannt. Und so besagt dieser Satz, dass es die Bestimmung Jesu, als des Bringers der Gottesherrschaft und des neuen Bundes ist, an Bedeutung und Einfluss zuzunehmen, hingegen die Bestimmung des Täuflers, als des Vorläufers und Wegbereiters Jesu, an Bedeutung und Einfluss abzunehmen und hinter dem zurückzutreten, als dessen Vorläufer und Wegbereiter er sich von Gott gesandt wusste. Darin spricht sich nicht nur die menschliche Größe des Täuflers, sondern auch eine weitreichende geistliche Erkenntnis aus. Im

⁵ In dem in Anm. 2 genannten Projekt „Wachsen gegen den Trend“ haben wir nur Mitgliederzahlen und/oder Gottesdienstbesucherzahlen, also zwei ziemlich einfach zu ermittelnde Messgrößen, als Indikatoren für Wachstum einbezogen. Dabei reichte es aus, bei einem der beiden Werte innerhalb des genannten Zeitraums eine Steigerung verzeichnet zu haben, um als wachsende Gemeinde in das Projekt aufgenommen, besucht und analysiert zu werden. Das waren Kriterien, die man als niedrigschwellig bezeichnen kann.

Matthäusevangelium findet sie Ausdruck in der Aussage Jesu: „Unter allen, die von einer Frau geboren sind, ist keiner aufgetreten, der größer ist als Johannes der Täufer; der aber der Kleinste ist im Himmelreich, ist größer als er“ (Mt 11,11). Aus dieser Sicht muss der Täufer abnehmen, weil er Repräsentant des alten Bundes ist, der durch das Kommen des Himmelreichs, also der Gottesherrschaft, abgelöst wird. Jesus hingegen als der Verkündiger und Bringer der Gottesherrschaft muss wachsen.

Wendet man diese Einsicht auf die Frage nach der theologischen Legitimität von Gemeindegewachstum an, so muss man sagen, dass Gemeinden, die sich als Leib Christi und damit als Gemeinde Jesu Christi verstehen, an seiner Bestimmung zum Wachsen Anteil haben. Zugleich könnte man daraus schließen, dass Gemeinden, denen dieses Selbstverständnis unerschwinglich hoch wäre, also übertrieben vorkäme, die sich also selbst eher als Vorläufer und Wegbereiter und nicht so sehr als Zeugen und Nachfolger Jesu Christi verstünden, unter der Bestimmung stünden, abzunehmen. Dabei ist diese letztgenannte Option für eine christliche Gemeinde oder Kirche meiner Ansicht nach geradezu unvorstellbar.

3.2 „Lasset uns wachsen in allen Stücken zu Christus hin“

Ein anderer Bibeltext, der gerne gegen ein an *Zahlen* orientiertes Gemeindegewachstum ins Feld geführt wird, ist die wunderbare Selbstermahnung aus Eph 4,15: „Lasst uns aber wahrhaftig sein in der Liebe und wachsen in allen Stücken zu dem hin, der das Haupt ist, Christus.“ Indem hier von einem Wachsen zu Christus hin die Rede ist, ist deutlich, dass es nicht um ein quantitatives, an (Mitglieder- oder Teilnehmer-) Zahlen ablesbares Wachstum geht und gehen kann, sondern um ein *qualitatives* Wachstum im anspruchsvollsten Sinn des Wortes. Es geht um das Wachstum, das darin besteht, dass Wahrhaftigkeit und Liebe (als Einheit) diejenigen, die zu Jesus Christus gehören, „in allen Stücken“ bestimmen und durchdringen und so Christus als dem Haupt der Gemeinde näherkommen und ähnlich werden.

Mit derselben Deutlichkeit, mit der in Abschnitt 2 gesagt wurde, dass quantitatives Wachstum, verstanden als Zunahme von Zahlen, *messbar* ist, muss nun gesagt werden, dass qualitatives Wachstum (für Menschen) *nicht messbar* ist, ja dass schon der Versuch, Glauben, Hoffnung oder Liebe, geistliches Wachstum oder Reife zu *messen*, auf einen verkehrten Weg führt. Dabei ist es gleichgültig, ob dieser Versuch an Gemeinschaften oder an einzelnen Menschen, an anderen oder an einem selbst unternommen wird. Er stellt

immer die Anmaßung dar, etwas feststellen zu wollen, was Gott ausschließlich sich selbst vorbehalten hat.⁶

Ob das zahlenmäßige Wachstum einer Kirchengemeinde in irgendeiner Form etwas zu tun hat mit dem Wachsen in der wahrhaftigen Liebe und liebevollen Wahrheit auf Christus hin, lässt sich von Menschen in keiner Form messen, feststellen. Nicht einmal Vermutungen sollte man in diese Richtung anstellen. Das schließt freilich nicht aus, dass auch in einer zahlenmäßig wachsenden Gemeinde oder Kirche Verhaltensweisen, Auffassungen und Einstellungen zu Tage treten können, die einen zu *kritischen Rückfragen* veranlassen können und gfls. sollten. Das gehört zu dem, was Luther in der unten zitierten 2. Invokavitpredigt „Recht des Wortes“ nennt und von der „Ausführungsgewalt“ deutlich unterscheidet.

3.3 „Machet zu Jüngern alle Völker“

Werden die beiden ersten Bibelstellen vor allem in *kritischer* Absicht gegenüber zahlenmäßig messbarem Gemeindegewachstum herangezogen, so dient der Missions- und Taufbefehl eher der *Zustimmung* hierzu: „Darum gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker: Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe“ (Mt 28,19 f.). Unter den bekenntnisartigen Texten des 20. Jahrhunderts findet das sein deutlichstes Echo in der sechsten und letzten These der Barmer Theologischen Erklärung von 1934: „Der Auftrag der Kirche, in welchem ihre Freiheit gründet, besteht darin, an Christi Statt und also im Dienst seines eigenen Wortes und Werkes durch Predigt und

⁶ Das schärft Paulus der Gemeinde in Korinth ein, indem er schreibt: „Darum richtet nicht vor der Zeit, bis der Herr kommt, der auch ans Licht bringen wird, was im Finstern verborgen ist, und wird das Trachten der Herzen offenbar machen. Dann wird einem jeden von Gott sein Lob zuteil werden“ (1 Kor 4,5). Und Luther hat dies seiner Gemeinde in Wittenberg im Jahr 1522 (als Antwort auf den dortigen Bildersturm) eingeschärft mit den Worten: „Gott soll man's anheim geben und sein Wort allein wirken lassen, nicht unser Zutun und Werk. Warum? Weil ich in meiner Gewalt oder Hand die Herzen der Menschen nicht habe, wie der Töpfer den Ton, mit ihnen nach meinem Gefallen zu schaffen. Ich kann nicht weiter kommen als zu den Ohren, ins Herz kann ich nicht kommen. Weil ich denn den Glauben nicht ins Herz gießen kann, so kann und soll ich niemanden dazu zwingen oder dringen; denn Gott tut das alleine und macht, dass das Wort im Herzen lebt. Darum soll man das Wort frei lassen und nicht unser Werk dazu tun. Wir haben zwar das Recht des Wortes, aber nicht die Ausführungsgewalt. Das Wort sollen wir predigen, aber die Folge soll allein in Gottes Gefallen sein“ (W 10/3, 15,2-12; zitiert nach der leichter lesbaren Insel-Ausgabe: Martin Luther, Ausgewählte Schriften, hg. von K. Bornkamm und G. Ebeling, Frankfurt am Main 1982,1. Bd., 278).

Sakrament die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk“.⁷

Was diese beiden Texte untereinander und mit vielen anderen biblischen, kirchlichen und theologischen Texten verbindet ist die universale Ausrichtung, die in den Ausdrücken „alle Völker“ und „an alles Volk“ zum Ausdruck kommt. An anderen Stellen wird im selben Sinn gesagt, dass Jesus seine Jünger „in alle Welt“ (Mk 16,15) bzw. „in die Welt“ (Joh 17,18) gesandt habe, um das Evangelium zu verkündigen. Dieser Verkündigungsauftrag reicht also über die Grenzen Israels weit hinaus, umfasst alle Menschen in allen Völkern, weil Gott „will, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“ (1 Tim 2,4).

Diese universale Reichweite der Sendung der Jünger Jesu und der christlichen Kirche hat das Ziel, *allen* Menschen die Möglichkeit zu eröffnen, sich taufen zu lassen, an Jesus Christus zu glauben und so selbst zu Jüngern, also zu Nachfolgern Jesu Christi zu werden. Damit wäre es jedenfalls unvereinbar, *nicht zu wollen*, dass möglichst viele Menschen mit dem Evangelium in Berührung kommen und von ihm auf gewissmachende Weise erreicht werden. Positiv formuliert: Aus diesem universalen Auftrag folgt die tatkräftige Hoffnung, möglichst viele Menschen durch diese Botschaft zu erreichen. Und wenn dieses Erreichtwerden nicht nur äußerlich bleibt, sondern zum Jüngerwerden führt, dann wird sich das auch darin zeigen, dass diese Menschen den Kontakt zum christlichen Gottesdienst und zu einer christlichen Gemeinde suchen. Und das würde – unweigerlich und erfreulicherweise – zum (zahlenmäßigen) Wachstum von Gottesdienst und Gemeinde führen.

3.4 „Der Herr aber fügte täglich zur Gemeinde hinzu, die gerettet wurden“

Aus der Anfangszeit der christlichen Gemeinde (nach dem Pfingstereignis) berichtet dieses Zitat aus Apg 2,47. Und das schließt sich bündig an die Erzählung vom Pfingsttag an, von dem es in Apg. 2,41 heißt: „und an diesem Tage wurden hinzugefügt etwa dreitausend Menschen“. Man kann im Blick auf solche Aussagen fragen, wie nachhaltig wohl diese an einem Tag erfolgten Hinzufügungen waren und wie enttäuschungsanfällig die weitere Entwicklung der Urgemeinde, in der es – soweit wir wissen – keine vergleichbar

⁷ G. Niemöller (Hrsg.): Die erste Bekenntnissynode der Deutschen Evangelischen Kirche zu Barmen, Bd. II, Göttingen 1959, 201.

bezifferten Zuwächse durch Einzelereignisse mehr gab, wohl aber eine stetige Ausbreitung⁸ und ein (trotz und wegen der Christenverfolgungen) unaufhaltsames Wachstum der christlichen Kirche(n).

Eines wird man aber nicht in Frage stellen können: dass dieses Wachstum der Gemeinde von den damaligen Zeugen als ein *Wirken Gottes* verstanden wurde („wurden hinzugefügt“; „der Herr fügte hinzu“). Die Gabe des Heiligen Geistes wirkt sich an Pfingsten jedenfalls *auch* (nicht nur, aber auch) so aus, dass Menschen zur Jüngergemeinde hinzugetan werden und diese damit zahlenmäßig wächst, und das setzt sich auch über diesen Tag hinaus fort. Vielleicht darf man von da aus jedenfalls sagen: Zahlenmäßiges Wachstum von Gemeinden *kann* Ausdruck des Geistwirkens Gottes sein. Man sollte freilich hinzufügen: Es muss das nicht sein, und die Tatsache, dass ein zahlenmäßiger Zuwachs in einer Kirchengemeinde zu verzeichnen ist, sagt als solche noch nichts darüber aus, welchem Geist und welchem Geistwirken das zu verdanken ist. Zahlenmäßiges Wachstum können auch ganz andere Geister erzeugen. Von Erfahrungen, die für diese Vermutung sprechen, ist die Geschichte voll. Und darum gilt auch im Blick auf Gemeindegewachstum und im Blick auf den Geist, der darin wirksam wird, die Aufforderung aus 1Joh 4,1: „Ihr Lieben, glaubt nicht einem jeden Geist, sondern prüft die Geister, ob sie von Gott sind.“ Zugleich gibt der 1. Johannesbrief unmittelbar im Anschluss an diese Aufforderung ein Kriterium dafür an die Hand, woran dies zu überprüfen ist: „Daran sollt ihr Gottes Geist erkennen: Ein jeder Geist, der bekennt, dass Jesus Christus ins Fleisch gekommen ist, der ist von Gott.“ Das klingt vermutlich *einfacher* als es anzuwenden ist, aber ein *klares* Kriterium ist das jedenfalls – auch für heute.

3.5 „Wenn ich schwach bin, so bin ich stark“

Das ist selbst ein *starker* Satz, den Paulus da in 2Kor 12,10 formuliert hat, zumal er das Fazit eines ganz offenen, ungeschminkten Berichtes über ein dreimal nicht erhörtes Gebet (um Heilung bzw. Befreiung) ist. Gott hört dieses Gebet, er antwortet auch darauf mit der Botschaft: „Lass dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen (genauer: in der Schwachheit) mächtig“ (2Kor 12,9). Aber Paulus wird nicht *die* Hilfe zuteil, um die er gebetet hat. Aber auf die göttliche Antwort reagiert Paulus mit der

⁸ Siehe Apg 5,14: „Desto mehr aber wuchs die Zahl derer, die an den Herrn glaubten – eine Menge Männer und Frauen“. Zu beachten sind auch die Hinweise auf Gemeindeentstehung und -wachstum, die den neutestamentlichen Briefen zu entnehmen sind.

Erfahrung, die er macht: „wenn ich schwach bin, so bin ich stark“. Was sich ihm hier erschlossen hat, ist nicht nur eine individuell gültige und weiterführende Einsicht, sondern hat grundsätzlichen Charakter. Es ist die grundsätzliche christliche Option für die menschliche Schwäche als Ausdruck für die Begegnung mit der göttlichen Stärke. Und damit schließen sich diese Aussagen an die Kreuzestheologie an, die Paulus schon am Beginn des ersten Korintherbriefs entfaltet hat⁹ und die fünfzehnhundert Jahre später für den Reformator Martin Luther in seiner Heidelberger Disputation von 1518 zur Grundlegung seiner „Theologia crucis“ wurde.¹⁰

Ist das aber nicht der theologisch-programmatische Abschied von Zielsetzungen wie „Wachstum“, „Attraktivität“ oder „Erfolg“ im Blick auf Gemeindegemeinschaft? Eines ist es sicher: der Abschied von der Vorstellung, die Wahrheit des Evangeliums müsse sich ihre beeindruckende Resonanz, ihren zahlenmäßig messbaren Erfolg erweisen. Zwar weist Paulus in den Korintherbriefen nicht darauf hin, dass es nur wenige sind (nur die „zwei oder drei“ aus Mt 18,20, die in Jesu Namen versammelt sind und in deren Mitte er trotz der kleinen Zahl ist), sondern er verweist auf die niedrige soziale und bildungsmäßige Schicht hin, der die Mitglieder der Gemeinde in Korinth vor allem angehören, aber ist das nicht doch trotzdem ein Hinweis darauf, dass der christlichen Gemeinde der äußere Erfolg und das daraus resultierende gesellschaftliche Ansehen wesensfremd sind?

Dagegen spricht jedoch die rastlose Missionstätigkeit des Heidenapostels, der seine ganze Kraft und Liebe darein setzt, damit er „möglichst viele gewinne“ (1Kor 9,19). Und im Anschluss daran beschreibt er, dass und wie er den Juden (unter dem Gesetz) wie ein Jude, denen ohne Gesetz wie einer ohne Gesetz, den Schwachen ein Schwacher, schließlich allen alles geworden sei, um – wie er refrainartig immer wieder abschließt – wenigstens einige, aber zugleich möglichst viele zu „gewinnen“ bzw. zu „retten“ (1Kor 9,19–22). Gerade in dem Brief, der mit dem Bekenntnis zur Kreuzestheologie als dem

⁹ Sie kulminieren in dem Satz: „Das Wort vom Kreuz ist eine Torheit denen, die verloren werden; uns aber, die wir selig werden, ist's eine Gotteskraft“ (1Kor 1,18).

¹⁰ Siehe dazu M. Luther: Lateinisch-deutsche Studienausgabe, Bd. 1, Leipzig 2006, 52–57. Dabei verdient es Beachtung, dass Luther die Theologie der Herrlichkeit, die sich – mit Immanuel Kant (Kritik der praktischen Vernunft [1788], Beschluss, A 289) formuliert – am „bestirnten Himmel über mir“ und am „moralischen Gesetz in mir“ ausrichtet, nicht grundsätzlich ablehnt. Er kann sie an der genannten Stelle sogar als „das Beste“ bezeichnen (LDStA 1,57,21). Aber dieses „Beste“ wird zum Irrweg und verführt zum Missbrauch, wenn es zum *Vorzeichen* und zur *Eingangspforte* der Gotteserkenntnis gemacht wird. Der Zugang zu Gott muss über die Kreuzestheologie, also über den gekreuzigten Christus genommen werden. *Dann* und *von da aus* erschließt sich auch der rechte Sinn und die wahre Bedeutung der Theologie der Herrlichkeit, die sich an der Größe und Macht Gottes orientiert, wie sie *Gesetz*, und zwar sowohl in den von Gott der Welt eingeschriebenen *Naturgesetzen* als auch in dem von Gott ins Menschenherz gelegten *Sittengesetz* zum Ausdruck kommt.

einzigem Verkündigungsinhalt seiner Predigt beginnt, betont Paulus so stark wie sonst nirgends, dass und wie sehr es ihm darauf ankommt, möglichst viele Menschen für das Evangelium zu gewinnen.

Kreuzestheologie, Mission und Aufbau der christlichen Gemeinden schließen sich bei Paulus natürlich nicht gegenseitig aus, sondern gehören für ihn untrennbar zusammen, weil die Botschaft vom Kreuz „Gottes Kraft und Gottes Weisheit“ (1Kor 1,24) ist, die als solche *verkündigt* und damit unter die Menschen gebracht werden muss. Alles andere wäre für ihn Verrat am Evangelium, und zwar an dem ihm von Gott anvertrauten Amt der Verkündigung des Evangeliums (1Kor 9,16).

3.1–3.5 Zwischenfazit

Ziehen wir auch hier ein kurzes Zwischenfazit, so muss man sagen: Es gibt keinen einzigen Beleg dafür, dass christliche Gemeinden dem zahlenmäßigen Wachstum gegenüber ablehnend, skeptisch oder auch nur gleichgültig sein dürften oder gar sollten. Vielmehr sind alle neutestamentlichen Überlieferungsstränge oder -schichten durchzogen von dem Sendungsauftrag zur Bezeugung und Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus in der Hoffnung, damit *möglichst viele Menschen zu erreichen und zu gewinnen*. Und konkret wird dieses Gewinnen darin, dass Menschen sich taufen lassen, sich zu einer christlichen Gemeinde halten, am Gottesdienst teilnehmen und selbst zu Zeugen des Evangeliums und zu Botschaftern an Christi Statt werden.

Die einzige denkbare (wenn auch für mich nicht vorstellbare) Ausnahme wäre eine Gemeinde, die zu der Erkenntnis gekommen wäre, dass der Messias Israels und Heiland der Welt (noch) nicht in Jesus Christus erschienen ist oder dass sie sich ihm jedenfalls nicht zugehörig fühlt. Für eine solche Gemeinde wäre es sinnvoll, nicht *wachsen*, sondern *warten* oder sogar *abnehmen* zu wollen. Aber das wäre dann per definitionem *keine christliche* Gemeinde.

4 KANN MAN WILLENTLICH WACHSEN?

Es liegt also in der „Logik“ einer christlichen Gemeinde, wachsen zu wollen – aus dem einzigen, aber auch völlig hinreichenden Grund, mehr Menschen durch das Evangelium von Jesus Christus zu erreichen und für den Glauben an Jesus Christus zu gewinnen. Weil *dies* der (einzige und der einzig legitime

theologische) Grund ist, darum muss sich das Ziel, oder besser gesagt: die *Hoffnung* zu wachsen, nicht unbedingt und schon gar nicht ausschließlich auf die *eigene* Kirchengemeinde richten. Ja, wenn *dies* der einzige Grund für die Hoffnung auf Wachstum ist, dann muss diese Hoffnung sich letztlich notwendigerweise auf *alle* Gemeinden in *allen* Teilen der Erde richten. Und wenn *dies* der einzige Grund für die Hoffnung auf Wachstum ist, dann ist auch das Wachstum der *Zahlen*, also die Teilnahme von *mehr* Menschen ein Grund zur Freude und Dankbarkeit.

Aber kann man überhaupt willentlich wachsen? Wenn „willentlich“ heißt: „*durch* den eigenen Willen“, dann heißt die Antwort: „Nein!“ Biblisch gesprochen: „Wer ist unter euch, der seines Lebens Länge eine Spanne zusetzen könnte, wie sehr er sich auch darum sorgt?“ (Mt 6,27, par. Lk 12,25). Und was in zeitlicher Hinsicht gilt, gilt auch in räumlicher und zahlenmäßiger Hinsicht. Aber wenn „willentlich“ heißt: „*in Übereinstimmung* mit dem eigenen Willen“, dann muss die Frage bejaht werden. Zwar ist Wachstum immer etwas, das *geschieht*, und nicht etwas, das von Menschen *gemacht* wird, aber man kann *wollen, wünschen, erbiten und erhoffen*, dass dies geschieht. Die Unverfügbarkeit von Gemeindegewachstum ging schon aus den Aussagen der Apostelgeschichte hervor, die davon sprechen, dass die neu zur Gemeinde Hinzukommenden *vom Herrn* hinzugefügt wurden (s. o. Abschn. ein Mensch Samen aufs Land wirft und schläft und aufsteht, Nacht und Tag; und der Same geht auf und wächst – er weiß nicht, wie. Denn von selbst bringt die Erde Frucht, zuerst den Halm, danach die Ähre, danach den vollen Weizen in der Ähre“ (Mk 4,26–28). Dieses kleine, aber theologisch sehr wichtige und gehaltvolle Gleichnis zeigt nicht nur, dass das Wachstum unserem menschlichen Tun – ja sogar unserem Wissen – entzogen ist, sondern es zeigt auch, dass das die (säende und erntende) Arbeit des Bauern *keineswegs ausschließt*, sondern sogar *als notwendige Bedingung voraussetzt*. Das heißt: Verkündigung, Unterweisung, Seelsorge und sonstige Gemeindegewachstum *bewirken* zwar nicht aus sich selbst heraus das Wachstum, den Erfolg, den Glauben und die Nachfolge, aber trotzdem ist all dies für das Wachstum eine *notwendige Voraussetzung*. Warum? Luther hat das – ausgerechnet in seiner Schrift *De servo arbitrio* (Vom unfreien Entscheidungsvermögen, 1525) – einmal beantwortet mit dem Halbsatz: „weil Gott nicht ohne uns wirkt, ... sondern *durch uns* predigt, sich der Armen erbarmt und die Angefochtenen tröstet“.¹¹

Aber ist es denn überhaupt *realistisch*, unter den gegenwärtigen Bedingungen (in Westeuropa¹²) wachsen zu wollen? Fragen wir zunächst: Was sind

¹¹ WA 18,754,14–16 = LDStA 1,572,12–15.

¹² Diese Hinzufügung in Klammern ist wichtig, weil Westeuropa (das in diesem Fall vor allem den

diese „gegenwärtigen Bedingungen“, die dem Wachstum von Kirchengemeinden allem Anschein nach entgegenstehen? Aus journalistischen Interviews kann man gelegentlich den Eindruck gewinnen, es handle sich um einen Trend wachsender Kirchendistanzierung, der sich in hohen Austrittszahlen niederschlägt. Nun gibt es zwar gelegentlich (und gab es erst kürzlich) Skandale und Ärgernisse im Bereich der Kirchen, die zu Kirchenaustritten in größeren Zahlen führen, aber *das* ist seit 40 Jahren nicht mehr das Hauptproblem. Damals (1968–1972) gab es tatsächlich eine große Kirchenaustrittsbewegung, die vor allem der 1968 von den Universitäten ausgehenden Institutionenkritik geschuldet war. Wesentlich gravierender war ein etwa gleichzeitig stattfindendes Ereignis ganz anderer Art: Die Erfindung und massenhafte Anwendung der „Pille“ als wirksames Mittel zur Empfängnisverhütung, das zu einem deutlichen Rückgang der Geburtenzahlen geführt hat, der bis heute anhält.

Während sich die Kirchenaustrittszahlen seit 1972 auf niedrigem Niveau stabilisiert haben und teilweise von den Wiedereintrittszahlen fast wettgemacht wurden, ist der demographisch feststellbare Bevölkerungsrückgang die eigentliche (und ungebrochen fortwirkende) Ursache für den „Trend“ rückläufiger Mitgliederzahlen in den Kirchen, aber auch in allen anderen vergleichbaren Organisationen. Da in Deutschland wesentlich mehr Menschen sterben als geboren werden, sind die Bevölkerungs-, Kirchenmitglieder- und Gottesdienstbesucherzahlen naturgemäß rückläufig.

Hinzu kommt in Deutschland ein weiterer Trend, der sofort nach der Wende von 1989 einsetzte: der vor allem durch die Suche nach attraktiven Arbeitsplätzen ausgelöste Wandertrend von nordöstlicher in südwestliche Richtung. So schmerzlich dieser Trend vor allem für die Kirchen und Gemeinden in den neuen Bundesländern spürbar wird, so stellt er doch für die „aufnehmenden“ Kirchen und Gemeinden im Süden und Westen keinen Ausgleich für den demographisch bedingten Verlust dar, da die Kirchenmitgliederzahlen in den neuen Bundesländern zum Zeitpunkt der Wiedervereinigung bereits relativ niedrig waren. Perspektivisch betrachtet stellt *dieser* Trend für die Kirchen und Gemeinden in den neuen Bundesländern ein erhebliches Problem dar, dem künftig verstärkte Beachtung geschenkt werden muss. Vor allem aber verdient es Beachtung, wenn es Kirchengemeinden

mittleren, westlichen und nördlichen Teil Europas umfasst) im Blick auf kirchliches Wachstum eine negative *Ausnahme* von dem Wachstumstrend darstellt, der ansonsten weltweit – nicht nur für Religion und Religionen allgemein, sondern speziell für das Christentum – feststellbar ist.

in den neuen Bundesländern gibt – und es *gibt sie*¹³ – die trotz allem gegen diese *beiden* Trends wachsen.

Generell kann man es als überraschend und erwähnenswert bezeichnen, dass bzw. wenn Kirchengemeinden unter den gegenwärtigen schwierigen demographischen Bedingungen *überhaupt wachsen*. Es war das Ziel unserer Untersuchung, dieses überraschende und erwähnenswerte Phänomen zu dokumentieren und dadurch das zu ermöglichen, was Luther empfohlen haben soll: „Eine Gemeinde ahme die andere frei nach“.¹⁴ Dabei gibt es im Bereich der EKD zweifellos weit mehr als die 32 Gemeinden, die wir in unserer Untersuchung als wachsende Gemeinden besucht, analysiert und dargestellt haben. Entscheidend war die darin enthaltene *Ermutigung* und das daraus zu entnehmende Potential an *Anregungen*.

Dabei gibt es mindestens *ein zentrales kirchliches Handlungsfeld*, den Gottesdienst, der durchschnittlich nur von ca. 5% der evangelischen Kirchenmitglieder besucht wird, bei dem man sagen kann: Da gibt es noch Luft nach oben. Dem entspricht es, dass praktisch bei allen von uns untersuchten wachsenden Gemeinden die Gottesdienstbesucherzahlen angestiegen sind, während dies „nur“ bei zwei Dritteln der Gemeinden auch von den Mitgliederzahlen gilt. Vor allem aber hat uns das Ergebnis beeindruckt, dass in allen Gemeinden das Wachstum um den Gottesdienst zentriert ist bzw. vom Gottesdienst ausgeht. Man muss freilich hinzufügen, dass dies in den meisten Fällen mit einer *Veränderung* des Gottesdienstes einhergeht, deren Besonderheit nicht die „Modernisierung“ oder der „Event Charakter“ ist, sondern die *von der Gemeinde getragene Feier*. Und solche Gottesdienste entwickeln offenbar oftmals fast von selbst eine ausstrahlende und anziehende Wirkung.

5 UNERWÜNSCHTE NEBENWIRKUNGEN VON GEMEINDEWACHSTUM UND DEREN ÜBERWINDUNG IM KIRCHENKREIS

Auch das Wachstum von Kirchengemeinden hat – fast überall – unerwünschte Nebenwirkungen. Unter ihnen überragt *eine* alle anderen: Das ist der *Neid*

¹³ Siehe dazu die Ergebnisse der Untersuchung „Wachsen gegen den Trend“ (s. o. Anm. 2), 45 ff., 68 ff., 178 ff., 199 ff., 206 ff.

¹⁴ Dieses Zitat habe ich der Schrift von Ch. Möller: *Lasst die Kirche im Dorf!* Gemeinden beginnen den Aufbruch, Göttingen 2009, 27, entnommen. Mein Kollege Möller hat mir auf meine Nachfrage hin dankenswerterweise auch den Fundort für dieses Lutherzitat genannt: WA Br 3,374,25. Der Satz stammt aus einem Brief Luthers an Bischof Nicolaus Hausmann aus dem Jahr 1524 und heißt im lateinischen Originalwortlaut: „Imitetur ergo altera alteram libere“.

(und Ärger) in den umliegenden oder angrenzenden Gemeinden, die in zweifacher Hinsicht von diesem Wachstum betroffen sind: Einmal durch das Vergleichen und Vergleichenerwerden, bei dem die anderen besser abschneiden, sodann durch die Tatsache, dass *ein Teil* des Wachstums sich fast überall durch „Abwanderung“ bis hin zur „Umgemeindung“ aus Nachbargemeinden speist. Und die beiden Hinsichten hängen naturgemäß meist eng zusammen.

Was kann man gegen diesen Neid tun? Eine sehr souveräne, und zwar geistlich-souveräne Haltung nimmt Paulus im Philipperbrief zu diesem Phänomen ein: „Einige zwar predigen Christus aus Neid und Streitsucht, einige aber auch in guter Absicht ... Was tut's aber? Wenn nur Christus verkündigt wird auf jede Weise, es geschehe zum Vorwand oder in Wahrheit, so freue ich mich darüber“ (Phil 1,15 und 18). Als geistlich-souverän bezeichne ich diese Haltung, weil sie nur aus der Hingabe an die „Sache“, an den „Auftrag“, an die „Botschaft“ gespeist wird und darum das, was persönlich schmerzlich empfunden wird, von ihm zurückgestellt werden kann.

In eine ähnliche Richtung zielt und aus einer ähnlichen Richtung kommt die Liedstrophe von Paul Gerhardt aus seinem Lied „Die güldne Sonne“, die sich mit dem Thema „Neid“ beschäftigt:

„Lass mich mit Freuden ohn alles Neiden
sehen den Segen, den du wirst legen
in meines Bruders und Nächsten Haus.
Geiziges Brennen, unchristliches Rennen
nach Gut mit Sünde, das tilge geschwinde
aus meinem Herzen und wirf es hinaus“ (EG 449,6).

Aber das ist oft leichter gesagt und gesungen als getan und erreicht; denn (auch) der Neid gehört zu den Gefühlen des Menschen, die wir nicht in der Hand haben, so dass wir sie willentlich ab- oder anstellen könnten. Deshalb ist es kein Zufall, dass ein Theologe vom Format eines Paul Gerhardt, dieser Bitte nicht die Form eines moralischen Vorwurfs oder Appells, sondern eines *Gebets* gegeben hat. Wer, wenn nicht Gott, kann uns so im Inneren begegnen, anrühren und bewegen, dass unsere Gefühle dadurch zum Positiven verändert werden?

Aber es gibt – gerade *dann* – auch *konkrete Schritte*, die getan werden können, um dem Neid nicht Vorschub zu leisten, sondern ihm entgegenzuwirken. Ein solcher möglicher Schritt, den eine der von unser untersuchten wachsenden Gemeinden auch (mit Erfolg) getan hat, besteht darin, das, was einer Kirchengemeinde an Wachstum und durch Wachstum der Mitglieder,

Teilnehmer- und Mitarbeiterzahlen zuteilgeworden ist, den anderen Gemeinden im Umfeld soweit wie möglich zur *gemeinsamen Nutzung* anzubieten und zur Verfügung zu stellen. Wenn darin eine Haltung zum Ausdruck kommt, die das Wachstum nicht als verdientes Ergebnis eigener Anstrengung und Leistung, sondern als unverdientes Geschenk Gottes betrachtet, dann kann dies die ganze Kommunikation und Kooperation zwischen den Kirchengemeinden auf eine fruchtbare und fruchtbringende Weise beeinflussen und prägen.

Noch einen Schritt weiter gehen diejenigen Kirchengemeinden und Kirchenkreise, die ein Wachstum erhoffen und erbitten, das nicht nur den einzelnen, je eigenen Gemeinden zugute kommt, sondern möglichst auch den umliegenden Gemeinden¹⁵ oder dem ganzen Kirchenkreis. Das klingt nach einem durch die Kirchenleitung verordneten Programm zur *Regionalisierung der kirchlichen Arbeit*, ist aber als *Alternative* dazu gemeint. Das, worum es geht, kann nicht durch Beschluss einer Landes- oder Kreissynode *angeordnet* und dann in den Kirchenkreisen *durchgeführt* werden, sondern es geht um eine *völlig freiwillige*, veranstaltungsbezogene Zusammenarbeit zwischen Kirchengemeinden, die sich in ihrer Arbeit ergänzen, damit aber auch gegenseitig *entlasten* wollen. Den Anfang kann man – wo das nicht bereits existiert – damit machen, dass diejenigen Kirchengemeinden, die das gerne tun wollen, *gemeinsam in der Region über das kirchliche Veranstaltungsprogramm informieren*. Mit dieser gemeinsamen Information wird zweierlei signalisiert: zum einen ein breites *kirchliches Angebot* sowohl an die Menschen, die bereits zur Evangelischen Kirche gehören, als auch an diejenigen, die an einer Teilnahme an kirchlichen Veranstaltungen interessiert sind und für sie gewonnen werden sollen; zum anderen eine gemeinsame *kirchliche Einladung* zu allen diesen Veranstaltungen, gleichgültig in welchem Kirchengebäude oder an welchem sonstigen Veranstaltungsort sie stattfinden. Vermittelt das erstgenannte Element den Menschen im Kirchenkreis größere Auswahlmöglichkeiten, so signalisiert das zweitgenannte Element, dass es ein *gemeinsames* Interesse im Kirchenkreis gibt, möglichst viele Menschen mit der Botschaft des Evangeliums zu erreichen.

Man braucht m.E. nicht vorab dauerhaft festzulegen, in welchen Bereichen und zu welchen Anlässen eine solche gemeinsame Einladung erfolgen

¹⁵ In manchen Kirchen, so z.B. in der Evangelischen Landeskirche in Württemberg, gibt es bereits organisatorische Formen der Zusammenarbeit von mehreren benachbarten Gemeinden *innerhalb* von Kirchenkreisen unter der Bezeichnung „Distrikte“. Wo das existiert und funktioniert, ist es natürlich ein hervorragender Anknüpfungspunkt für effektive und entlastende Zusammenarbeit. Solche potentiellen Keimzellen gemeinsamen Wachstums sollten genützt werden, aber man muss die Kooperation natürlich nicht von solchen Organisationsformen abhängig machen.

soll. Das wird sich finden. Äußerst wichtig ist aber, dass jede Kirchengemeinde sich an diesen gemeinsamen Einladungen nur solange beteiligt, wie sie das aus eigenem Antrieb, also freiwillig tun will. Für alle Beteiligten muss zu jedem Zeitpunkt gelten: „Frei sind wir, da zu wohnen und zu gehen. Frei sind wir, ja zu sagen oder nein“ (EG, Hessische Ausgabe 610,1).

Ein weiterer Schritt der Zusammenarbeit kann dann darin bestehen, dass einzelne Kirchengemeinden bestimmte Veranstaltungsformen (wie z. B. Taizé-, Jugend- oder Lobpreis-Gottesdienste, Glaubenskurse, Diakonische Projekte oder andere Veranstaltungen für unterschiedliche Alters- oder Geschlechtergruppen) stellvertretend für andere Gemeinden mit anbieten und durchführen. Das hat in manchen Fällen den Vorteil, dass man Veranstaltungen, die von nur wenigen besucht werden, nicht einstellen muss, sondern gemeinsam mit anderen Gemeinden anbieten und so attraktiver gestalten kann. Auch für diese Formen der Zusammenarbeit sollte der Grundsatz strikter Freiwilligkeit gelten. Um es mit einer Formulierung aus dem Augsburger Bekenntnis (*Confessio Augustana*) von 1530 zu sagen: Solche Angebote kirchlicher Arbeit und Zusammenarbeit sollen „Exempel der christlichen Freiheit“¹⁶ sein.

Diese freiwilligen Formen kirchlicher Zusammenarbeit auf Kirchenkreisebene haben einen wichtigen Doppelleffekt: Sie dienen der *Vergrößerung des Angebots* an Veranstaltungen bei *gleichzeitiger Entlastung* der Pfarrerschaft. Und so etwas wird gebraucht. Denn die Pfarrerschaft ist heute einer Fülle, ja einer Überfülle von Erwartungen ausgesetzt, die nicht guttun können: Das Angebot an bzw. die Erwartung von kirchlichen Veranstaltungen hat sich – verglichen mit früheren Zeiten – enorm vergrößert. Das hat unterschiedliche Gründe, z. B.

- eine immer stärkere Ausdifferenzierung der Lebensformen und Lebensstile und der damit verbundenen unterschiedlichen Erwartungen an die Kirche;
- die enorme Steigerung der Lebenserwartung der Menschen, durch die das Alter zu einem immer größeren Gestaltungsraum – auch für die Kirche – wird ;
- niveauvolle Konkurrenzangebote weltanschaulicher, religiöser oder medialer Art in vielen Bereichen der Gesellschaft;
- ein Anwachsen der Verwaltungsaufgaben, für die Pfarrerrinnen und Pfarrer durch ihre Ausbildung nur mäßig gut vorbereitet sind.

¹⁶ BSLK 130,22 f.

In dieser Situation, die sich vermutlich in allen Punkten auch in Zukunft mit ansteigender Tendenz fortsetzen wird, besteht in der Pfarrerschaft – generell gesprochen – *kein* Bedarf an zusätzlichen Aufgaben oder umzusetzenden Programmen. Und wenn ein Untersuchungsprojekt wie „Wachsen gegen den Trend“ in der Pfarrerschaft das Gefühl oder den Eindruck auslöst: „Jetzt sollen wir auch noch wachsen, weil andere gezeigt haben, dass das geht“, dann ist etwas gründlich schief gelaufen.

Was wir brauchen ist *nicht ein Mehr an Aufgaben*, die zu erledigen sind, sondern das sind Möglichkeiten, wie ein breites kirchliches Angebot *ohne weitere Zerstreuung* in der Amtsführung der einzelnen Pfarrerrinnen und Pfarrer realisiert werden kann. Dafür könnte die freiwillige Zusammenarbeit in der Region bzw. im Kirchenkreis eine Möglichkeit sein. Bis sie entlastend funktioniert, werden vermutlich einige anfängliche Investitionen (auch zeitlicher Art) erforderlich sein. Diese sollten sich aber schon bald „rentieren“. Was vor allem investiert werden muss ist *Vertrauen*, und zwar sowohl in das *gemeinsame theologische und kirchliche Wollen* als auch in die *Zuverlässigkeit und Fairness* in der Zusammenarbeit.

6 EIN FAZIT

Viele Kirchengemeinden werden hierzulande in den kommenden Jahrzehnten voraussichtlich erleben, dass sich bei ihnen trotz ihrer ernsthaften Gebete und trotz ihrer intensiven Arbeit *kein Wachstum* einstellt, dass sie schon dankbar sein können, wenn sie etwa ihren Bestand erhalten können, oder wenn der demographisch bedingte Abwärtsprozess langsamer verläuft als das eigentlich zu erwarten und zu befürchten wäre. Die christlichen Kirchen haben dabei Anteil an einem gesamtgesellschaftlichen Trend, den sie trotz ihrer Größe nicht (jedenfalls nicht alleine) beeinflussen oder gar umkehren können. Es dringt jedoch immer stärker ins allgemeine Bewusstsein, dass diese Entwicklung – etwas verharmlosend „demographischer Wandel“ genannt – dringend *verantwortlich gestaltet* werden muss, wenn es nicht zu einer *katastrophalen* Situation (mit allen sie begleitenden Risiken) kommen soll. Bei dieser verantwortlichen Gestaltung können die Kirchen (sowie die anderen Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften) nicht tatenlos abseits stehen. Sie müssen sich engagiert beteiligen.

So, wie es im Moment aussieht, gibt es grundsätzlich nur *zwei* Möglichkeiten, die negativen Auswirkungen des „demographischen Wandels“ zu korrigieren: Erhöhung der *Geburtenzahlen* und/oder Erhöhung der *Zuwande-*

rungszahlen. Von der ersten Möglichkeit gilt: Sie hätte zwar keine erkennbaren unerwünschten Nebenwirkungen, aber es gibt offenbar keine wirksamen „Instrumente“, sie zu befördern. Vermutlich ist es auch schon *zu spät*, auf diesem Weg noch eine wirksame Korrektur herbeizuführen. Von der zweiten Möglichkeit gilt hingegen: Sie wäre – angesichts der weltweiten Migrationsbewegungen und -interessen – vermutlich sehr leicht zu realisieren, hätte aber schwer vorhersehbare Nebenwirkungen, die entscheidend von der Integrationsfähigkeit und -bereitschaft bei allen Beteiligten und Betroffenen abhängen.

Die Evangelischen Kirchen in Deutschland hätten von einer drastischen Erhöhung der Zuwanderungszahlen keinen nennenswerten „natürlichen“ Zuwachs zu erwarten, da es unter den Ländern mit großer Auswanderungsbereitschaft jedenfalls keine Länder mit einem hohen Bevölkerungsanteil evangelischer Konfession gibt. Aber selbst wenn es sie gäbe, wären das nicht Menschen, die erst mit dem Evangelium bekannt gemacht werden müssten, da sie ja schon Mitglieder einer evangelischen Kirche wären. Es bestünde in diesen Fällen eher die Aufgabe, den Übergang von der alten in die neue Heimat kirchlich so zu begleiten, dass es möglichst nicht zu einer Entwurzelung, sondern zu einer gut gelingenden Beheimatung der Menschen kommt.

Die eigentliche Aufgabe und Herausforderung besteht jedoch – realistisch betrachtet – in der Frage, welchen Auftrag wir den Menschen gegenüber haben, die aus fremden Kulturen und in der Regel auch mit anderen Religionen hierher kommen und eine neue Heimat – vermutlich auf unabsehbar lange Dauer – suchen. *Auf diese Aufgabe ist die evangelische Kirche und Theologie noch nicht gut vorbereitet*. Zwar ist über die Stichworte „missionarischer Auftrag“ und „Konvivenz zwischen den Religionen und Kulturen“¹⁷ schon viel gearbeitet, geschrieben und gesprochen worden, und dass man beides nicht „gegeneinander ausspielen“ oder als Alternative betrachten dürfe, ist ebenfalls schon häufig gesagt und geschrieben worden; aber ich kann noch kein theologisch durchdachtes und verantwortetes Konzept erkennen, in dem diese unterschiedlichen Ansätze zusammengeführt und für das kirchliche Handeln fruchtbar gemacht worden wären.

Meiner Erinnerung nach war es der sächsische Bischof Johannes Hempel, der kurz nach der Wende die Frage stellte: „Wie können wir verhindern, dass Menschen in der Reichweite der Quelle des Lebens verdursten?“ Mich hat diese Frage seitdem nicht losgelassen. Allerdings sind für mich in der Zwischenzeit zwei andere Fragen hinzugekommen:

¹⁷ „Konvivenz“ bedeutet das (friedliche bzw. harmonische) Zusammenleben zwischen Religionen und Kulturen.

- Empfinden Menschen in unserer Gesellschaft tatsächlich einen solchen Durst und sehen sie sich gar in der Gefahr des Verdurstens?
- Vermitteln unsere kirchlichen Veranstaltungen und unser christliches Lebenszeugnis im Alltag den Eindruck, wir seien im Kontakt zur Quelle des Lebens und stillten dort unseren eigenen Durst?

Sollte es sich herausstellen, dass eine dieser beiden Fragen (oder gar beide) mit einem klaren „Nein!“ zu beantworten wären, dann wäre dies für mich – und sicher auch für viele andere – eine außerordentlich bedrückende Erkenntnis. Das könnten wir dann nicht anders denn als eine unter Gottes Zulassung hereinbrechende „Gottesfinsternis“ verstehen, erdulden und erleiden.¹⁸

Es *gibt* jedoch auch unter den gegenwärtigen demographischen Bedingungen einladende, attraktive, wachsende Gemeinden, denen es gelingt, nicht nur aus ihrer kirchlichen Umgebung, sondern auch aus dem „kirchlichen Niemandsland“ Menschen anzusprechen, mit dem Evangelium von Jesus Christus in Kontakt zu bringen und ihnen den Anschluss an eine christliche Gemeinde zu eröffnen. Das empfinde ich als ein *Gottesgeschenk* und als einen *Segen*, nicht nur und nicht primär für die Kirchengemeinden, sondern vor allem für die Menschen, die auf diese Weise durch die Botschaft von Jesus Christus erreicht werden.

Auch (und gerade) im Blick auf solche Kirchengemeinden (und Kirchenkreise) gilt das, was Paulus schon der Gemeinde von Korinth ins Stammbuch geschrieben hat: „Wer gibt dir einen Vorrang? Was hast du, das du nicht empfangen hast? Wenn du es aber empfangen hast, was rühmst du dich dann, als hättest du es nicht empfangen?“ (1Kor 4,7). Und wenn Gemeinden, denen Wachstum zuteilgeworden ist, in *dieser* Haltung und im Wissen *darum* ihre Arbeit tun, dann stellt das jedenfalls eine günstige Voraussetzung dafür dar, dass sie auch auf ihre *kirchliche* Umgebung *einladend* wirken.

¹⁸ In seiner Schrift „An die RATHERREN aller Städte deutschen Lands“ von 1524 hat Luther dies im Blick auf seine Zeit beschrieben, indem er mit folgenden Worten vom Evangelium als einem „fahrenden Platzregen“ spricht: „Ich acht, daß deutsch Land noch nie so viel von Gottes Wort gehört habe als jetzt... Liebe Deutschen, kauft, weil der Markt vor der Tür ist, sammelt ein, weil es scheint und gut Wetter ist, braucht Gottes Gnade und Wort, weil es da ist! Denn das sollt ihr wissen, Gottes Wort und Gnade ist ein fahrender Platzregen, der nicht wiederkommt, wo er einmal gewesen ist... Und ihr Deutschen dürft nicht denken, daß ihr ihn ewig haben werdet; denn der Undank und die Verachtung wird ihn nicht lassen bleiben. Darum greif zu und halt zu, wer greifen und halten kann: faule Hände müssen ein böses Jahr haben!“ (WA 15,32,1-14). Im Blick auf *eine* Aussage darf und muss man hier aber Luther gegen Luther aufbieten, gegen die Aussage: „der nicht wiederkommt, wo er einmal gewesen ist“. Luther selbst hat den Hebräerbrief scharf kritisiert wegen dessen Aussage: „Denn es ist unmöglich, die, die einmal erleuchtet worden sind ... und dann doch abgefallen sind, wieder zu erneuern zur Buße“ (Hebr 6,4 und 6). Dann steht aber auch Luther selbst die Aussage nicht zu, dass Gottes Wort und Gnade ein fahrender Platzregen ist, der *nicht wieder dahin kommt*, wo er einmal gewesen ist. Gott sei Dank! Worauf sollten wir sonst hoffen?